

Albrecht
Breitschuh

arete

Leseprobe +++ Viel Vergnügen +++ Leseprobe +++ Viel Vergnügen +++

ZOBEL

Ein Glückskind des Fußballs

Albrecht Breitschuh

Zobel

Ein Glückskind des Fußballs

Arete Verlag Hildesheim

Über den Autor:

Albrecht Breitschuh ist Hörfunkjournalist beim Norddeutschen Rundfunk. Viele Jahre hat er für den NDR live aus den Fußball-Stadien des Nordens berichtet und war Teil der legendären Bundesliga-Schlusskonferenz. 2019 veröffentlichte Albrecht Breitschuh im Arete Verlag das Buch „Als es den Bayern noch ans Leder ging. 13 Geschichten für Fußball-Romantiker“.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2020 Arete Verlag Christian Becker, Hildesheim
www.arete-verlag.de

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Nutzung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Dies gilt auch und insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Verfilmungen und die Einspeicherung sowie Datenvorhaltung in elektronischen und digitalen Systemen.

Umschlagfoto: Fred Joch

Layout, Satz und Umschlaggestaltung: Composizione Katrin Rampp, Kempten

Druck und Verarbeitung: XXX

ISBN 978-3-96423-049-2

I

Ein Spieler-Leben

1

Alles hätte auch ganz anders kommen können. Eine Minute hatte gefehlt, höchstens zwei. Wie lächerlich wenig doch manchmal den Sieger vom Verlierer trennte. Kleinigkeiten oder Zufälle, die sich jedem Einfluss entzogen und erst nach dem Abpfiff bedeutsam wurden, wenn nichts mehr ging und abgerechnet wurde. Dann machte das Ergebnis einen Unterschied sichtbar, den es auf dem Platz oft gar nicht gab. Das Ergebnis verhielt sich vollkommen gleichgültig gegenüber dem, was hätte passieren können. Es bilanzierte nur das wirklich Geschehene, nüchtern, klar und kalt. Das Ergebnis hatte für immer Bestand und trennte Sieger von Verlierern. Manchmal sogar Helden von Versagern.

Rainer Zobel gehörte jetzt zu den Helden, war aber nicht in der Stimmung, sich weiter darüber den Kopf zu zerbrechen, ob das nun alles gerecht war oder nicht. Vielleicht später einmal. Denn so wie es jetzt war, war es vollkommen. Daran gab es keinen Zweifel. Ob sich sein Leben als Fußballspieler jemals wieder so leicht anfühlen würde wie in diesem Moment? Kaum vorstellbar. Wer das Glück festhalten will, verliert es, schoss es ihm durch den noch ziemlich benebelten Kopf. Und was folgte daraus? Den Augenblick genießen! Niederlagen und Enttäuschungen würden weiter zu seinem Beruf gehören, sie ließen sich gar nicht vermeiden. Nicht einmal bei seinem Verein, dem FC Bayern München. Aber die Frage war doch, ob sie ihm noch zusetzen konnten? Nach allem, was in den letzten Tagen passiert war.

Über dem großen Glück lag aber auch ein kleiner Schatten, und den Augenblick zu genießen war einfacher gesagt als getan. Mit seinen gerade einmal 25 Jahren hatte er bereits alles erreicht: erst den DFB-Pokalsieg, dann drei Deutsche Meisterschaften und jetzt, mit dem Gewinn des Europapokals der Landesmeister, stand er auf dem Gipfel des Vereinsfußballs. Viel mehr war für ihn nicht drin. Wie lange würde er, würden sie sich dort halten können? Kam da noch etwas oder ging es von nun an bergab?

An einem sonnigen und warmen Frühlingsnachmittag im Mai 1974 saß Rainer Zobel auf dem Rasen vor dem Mannschaftshotel und versuchte, seine Gedanken zu ordnen. Immerhin wusste er, in welcher Stadt er sich befand. Sie hieß Mönchengladbach. Aufgewacht war er noch in Brüssel, hatte dort nach einer langen Nacht ein paar Stunden wie betäubt geschlafen (viel mehr als zwei konnten es eigentlich nicht gewesen sein), als jemand heftig an ihm herumrüttelte: „Zobel, mach endlich die Augen auf! Wir müssen los, Fußball spielen!“ Nachdem er die Augen geöffnet hatte und halbwegs sicher war, tatsächlich der Rainer Zobel zu sein, der da gerade zurück ins Leben geholt werden sollte, stellte er fest, dass er nicht in seinem Bett lag. Kein guter Tagesbeginn. Er konnte sich noch verschwommen daran erinnern, dass er von der Hotelbar auf sein Zimmer wollte, aber es musste wohl etwas dazwischengekommen sein. Nur was? Oder wer? Darauf wusste er keine Antwort, beim besten Willen nicht. Zobel hatte mit so vielen Leuten auf diesen grandiosen Sieg angestoßen, dass er irgendwann den Überblick verlieren musste, mit wem er da trank und was er alles in sich reinschüttete. Wahrscheinlich nur vom Feinsten, denn das Hotel hatte wirklich Klasse. „Le Grand Veneur“ hieß es, der große Jäger. Nun war die Jagd zu Ende und die Beute eingefahren, auch wenn es ein paar Tage länger gedauert hatte als geplant. Und er als einer der großen Jäger hatte Mühe, wieder auf die Beine kommen. Auf zu neuen Taten.

Zobel streckte sich und drehte sich noch einmal zur Seite. Nein, es war wirklich nicht sein Bett. Er lag auf dem Rasen der Hotelanlage, wenige Meter vom Beckenrand des Swimmingpools entfernt. Zum Glück bin ich nicht ertrunken, war sein nächster Gedanke. Auch an die Busfahrt von Brüssel nach Mönchengladbach stellten sich allenfalls vage Erinnerungen ein. Wie lange sie wohl unterwegs waren? Drei Stunden? Vier Stunden? Wahrscheinlich war er gleich wieder eingeschlafen. Ob er sich einmal kneifen sollte? Manchmal half das ja. Es war wirklich surreal, wie im Film. Allerdings einem mit Filmriss.

Wie gesagt, alles hätte auch ganz anders kommen können.

Vor drei Tagen, am Mittwoch, schien der Traum vom Europapokalsieg schon geplatzt. Atletico Madrid führte 1:0, durch einen Freistoß, irgendwie passend zu diesem zähen Finale. Kaum Torchanzen, beide Mannschaften hatten sich 90 Minuten lang wie zwei Boxer belauert, nur selten ihre Deckung entblößt und vergeblich auf den entscheidenden Fehler der anderen gewartet. Verlängerung, ohne dass sich am Spielverlauf etwas änderte. Bloß nicht verlieren, blieb die Devise, und hoffen auf den „Lucky Punch“. Dann die 113. Minute, Freistoß aus ungefähr 20 Metern. Der Spanier Luis legte sich den Ball zurecht und zirkelte ihn an der Münchener Mauer vorbei zum 1:0 ins Netz. War er das, der glückliche, vielleicht sogar tödliche Schlag? Es schien so.

Die letzte Minute brach gleich an. Oder lief sie bereits? Zobel sah, dass sich sein Trainer von der Bank erhoben hatte und Richtung Kabine ging. Den Rest wollte sich Udo Lattek offenbar nicht mehr antun. Der Mann war lange genug im Geschäft, um zu wissen, dass im Fußball eine Menge passieren konnte, aber noch länger, um zu wissen, heute nicht mehr. Nicht in diesem Spiel. Beckenbauer kam noch einmal an den Ball, kurz hinter der Mittellinie. Auch ihm waren die zündenden Ideen ausgegangen. Anstatt sich wie üblich mit raumgreifenden, schnellen Schritten, das Leder elegant und ganz eng am Fuß führend, dem gegnerischen Strafraum zu nähern, um dann im Zusammenspiel mit Gerd Müller Alarmstimmung beim Gegner auszulösen, passte er kurz hinter der Mittellinie quer auf Schwarzenbeck. Mehr fiel ihm nicht ein.

Der Vorstopper, den alle nur „Katsche“ nannten, befand sich plötzlich in einer für ihn ungewohnten Rolle, der des Antreibers. Er lief ein paar Meter in zentraler Position Richtung Tor der Spanier, ohne irgendeinen erkennbaren Plan zu verfolgen, was er als Nächstes tun würde. Gerd Müller winkte im Strafraum, Schwarzenbeck sah ihn aber nicht. Seine Augen waren nur auf den Ball gerichtet, er nahm gar nicht wahr, was um ihn herum geschah und wer da sonst noch so alles winkte.

Inzwischen lief die letzte Minute, irgendetwas musste passieren, irgendetwas musste er machen – nur was? Es gibt Momente, in denen man es sich mit solchen Fragen unnötig schwer macht. Dies war so ein Moment und deshalb drosch Schwarzenbeck aus 25 Metern einfach drauf – der Ball flog durch ein Knäuel von sieben oder acht Spielern und war für den Torwart erst ganz spät zu sehen. Ausgleich, 1:1! Ein Schuss aus purer Verzweiflung. „Ich habe an nichts gedacht“, schilderte „Katsche“ den Reportern hinterher jenen Augenblick, in dem er sich aus der Welt der Normalsterblichen verabschiedete. Wäre er ins Grübeln gekommen, hätten die Spieler von Atletico Madrid an diesem Abend den Pokal in Empfang genommen. Die Bayern wären enttäuscht nach Hause geflogen und Rainer Zobel vermutlich längst wieder nüchtern.

So aber saß er auf dem Rasen vor dem Mannschaftshotel und gönnte sich einen weiteren tiefen Schluck aus dem Weißbierglas. Gladbacher Fans auf dem Weg ins Stadion prosteten ihm zu und gratulierten. Zobel grüßte lachend zurück. Keine Spur von Häme, Missgunst oder gar Feindseligkeiten, die ihnen sonst bei Auswärtsspielen zuverlässig entgegenschlugen. Die freuen sich tatsächlich mit uns, wunderte sich Zobel. Seit vier Jahren spielte er nun schon bei den Bayern, so viel Zuneigung außerhalb Münchens hatte er noch nie erlebt. Dass er eine Stunde vor dem Anpfiff Weißbier trank, allerdings auch nicht. Ein Platz in der Startelf war in seinem Zustand ausgeschlossen. Aber wen interessierte das schon? Ihn jedenfalls nicht. Das Spiel war nur noch von statistischer Bedeutung. Der große Rivale Borussia Mönchengladbach lag vor dem letzten Spieltag drei Punkte hinter den Bayern, die Meisterschaft war zugunsten der Münchener entschieden. Zum dritten Mal in Serie. Auch ein Grund zur Freude, aber der Europapokalsieg stand über allem.

4:0 hatten sie den spanischen Meister im Wiederholungsspiel 48 Stunden später auseinandergeronnen und er war, wie der „kicker“ mit höchstem Lob festhielt, „die große Überraschung“ des zweiten Finales. In der Einzelkritik hatte das Fachmagazin hinter seinen

Namen ein Ausrufezeichen gesetzt. Dann folgten wenige Zeilen, die Zobels Anteil am bis dahin größten Triumph der Vereinsgeschichte einordneten: „Er erreichte die Form der großen Nationalspielerachse und war der Tempomacher. Immer anspielbar, jagte er am Flügel los und war so stark wie unsere Asse, die dort in der Nationalmannschaft stürmen.“

Nach dem späten Ausgleichstreffer durch Schwarzenbeck am Mittwoch hatte keiner von ihnen daran gezweifelt, dass sie das Wiederholungsspiel gewinnen würden. Sie fühlten sich nicht nur psychologisch im Vorteil, die Spanier wirkten am Ende der Verlängerung stehend k.o., während die Bayern noch marschierten. Es sprach tatsächlich viel für den deutschen Meister, Franz Beckenbauer aber wollte auf Nummer sicher gehen und ließ sich am Abend vorher noch die Haare schneiden. Von Rainer Zobel, wie schon öfter vor wichtigen Spielen. Die beiden hatten jahrelang auf Dienstreisen das Zimmer geteilt, man konnte von einem Vertrauensverhältnis sprechen. Zobel sollte ihm keine richtige Frisur zaubern, das war Beckenbauer dann doch zu risikant, aber hinten am Nacken, da musste alles akkurat sein. „Wenn Du mir die Haare schneidest, gewinnen wir auch“, war sein Zimmerpartner überzeugt. Also griff Zobel zu Schere und Rasierer. Daran sollte es nicht scheitern, auch wenn ihm der Zusammenhang zwischen dem Ausgang eines Fußballspiels und einem sauber rasierten Nacken nicht einleuchtete. Aber was hatte Fußball schon mit Logik zu tun? Wenn es darum ging, die Macht des Schicksals irgendwie zu beeinflussen, griffen seine Mannschaftskameraden zu den seltsamsten Maßnahmen. Jupp Kapellmann hatte immer ein riesengroßes Stofftier dabei und drückte es ganz fest, bevor er auf den Rasen ging. Einmal kam er vom Aufwärmen zurück in die Kabine und das Stofftier saß nicht mehr auf seinem Platz. Sepp Maier hatte es versteckt. Kapellmann war außer sich und weigerte sich aufzulaufen. Erst musste das Stofftier wieder her. Dagegen war Haare schneiden harmlos, zumal es sich um die Haare von Deutschlands bestem Fußballspieler handelte.

Für den Spielverlauf von größerer Bedeutung war aber zweifellos jene Szene in der 70. Minute. Zobel hatte den Ball im Mittelfeld übernommen und war mit dem Leder ein paar Meter quer gelaufen, als er aus dem Augenwinkel sah, dass sich Gerd Müller in Richtung Strafraum orientierte. Mit einem Heber spielte er die Nummer neun frei. Ein Zuspiel ohne jede Ankündigung, von blindem Verständnis zeugend, nur Zobel und Müller wussten, was gleich passieren würde. Die Spanier reklamierten so heftig wie vergeblich auf Abseits, ihre Abwehr war mit diesem einen Pass ausgehebelt. Den Rest erledigte Müller auf seine Weise. Mit unglaublich viel Gefühl hob er den Ball von der Strafraumgrenze über den zu weit vor seinem Kasten stehenden Atletico-Torwart Reina: 3:0, das Spiel war entschieden. Den Schlusspunkt zum 4:0 setzte Uli Hoeneß gut zehn Minuten später.

Als erste deutsche Mannschaft hatte der FC Bayern den Europapokal der Landesmeister gewonnen! Und Rainer Zobel, sonst der Mann im Hintergrund, der in einem Ensemble hoch dekorerter Nationalspieler seine Aufgaben zuverlässig und unauffällig erfüllte, einer, der selten selber glänzte, dafür anderen zu Glanz verhalf – er hatte das Spiel seines Lebens gemacht und zählte an diesem Abend zu den Hauptdarstellern. Auch bei der Siegerehrung.

Geplant war das alles nicht, ein bisschen Übermut war mit dabei, ein bisschen Unbeholfenheit vielleicht auch, vor allem aber die Freude darüber, in einem großen Spiel Großes geleistet zu haben. Als Zobel an der Reihe war, um den Pokal wie alle anderen vor ihm in den Brüsseler Nachthimmel zu stemmen, fasste er ihn nicht in der Mitte, sondern ganz unten an den beiden Henkeln an. Für einen winzigen Moment schaukelte die Trophäe und Zobel schien das Gleichgewicht zu verlieren. Kleiner Ausfallschritt nach hinten, der Pott war schwerer als gedacht. Jetzt nur nichts falsch machen. Er setzte noch einmal an, hob den Pokal hoch und platzierte ihn bei sich auf dem Kopf. Dort stand er sicher: „Das ist schön, dass sich Profis im Augenblick des Jubels und des Erfolges freuen können wie die Schulbuben“, kommentierte der Fernsehreporter Oskar Klose diesen Moment. Üblich war

es ja, den Pokal zu umarmen, zu streicheln oder zu küssen, ihn aber jenseits solcher Zärtlichkeiten vor allem mit dem nötigen Respekt zu behandeln. Sich das Ding einfach auf den Kopf zu setzen, war mal etwas ganz Neues. Neben Zobel stand Sepp Maier und strahlte. Für solche Einlagen war eigentlich er zuständig. Ohne es darauf angelegt zu haben, hatte Zobel dem auch als Entertainer verehrten Torwart die Show gestohlen. Das Bild dieses Abends, das in den nächsten Tagen um die ganze Welt ging, gehörte ihm.

Noch ein paar Minuten bis zum Spielbeginn in Mönchengladbach. Robert Schwan, der stets unterkühlt und unnahbar wirkende Manager der Bayern, den die Leute nur mit grimmigem Blick und Pfeife im Mund kannten, hatte gerade im Mittelkreis einen Purzelbaum geschlagen. Die 34.000 Zuschauer am Bökelberg jubelten, als Schwan seine Wettschulden einlöste. Udo Lattek war noch unvorsichtiger gewesen und hatte angekündigt, zu Fuß von München nach Nürnberg zu gehen, wenn sie den Europapokal holen würden. Ich werde ihn ganz bestimmt nicht begleiten, dachte sich Zobel und war froh, nur die paar Meter bis zu den begehrten Plätzen auf der Bank zurücklegen zu müssen. Für ihn kam Viggo Jensen zu einem seiner wenigen Einsätze im Bayern-Dress. Der Däne hatte auch gegen Atletico nicht gespielt und sollte nun den Gladbacher Stürmer Jupp Heynckes daran hindern, in der Torjägerliste am führenden Gerd Müller vorbei zu ziehen. Müller nahm das sehr ernst. Er selbst würde an diesem speziellen Nachmittag kaum etwas für seine Bilanz tun können, forderte aber seine vom Alkohol ebenso schwer gezeichneten Mannschaftskameraden auf, ihn nicht im Stich zu lassen.

Jensen gehörte zu den wenigen halbwegs nüchternen Bayernspielern auf dem Platz, als Schiedsrichter Biwersi die Partie um 15 Uhr 30 anpfiff. Das 1:0 durch Heynckes konnte er trotzdem nicht verhindern. Zobel hatte auf der Bank kaum etwas mitbekommen, immer wieder nickte er ein. Als er eine Viertelstunde nach dem Führungstreffer zum wiederholten Mal an diesem Tag rüde geweckt wurde, stand es bereits 4:0: „Los, Du musst jetzt spielen. Die anderen können nicht

mehr.“ Auch wenn ihm nicht danach zumute war, stellte er sich in den Dienst der Mannschaft, ohne allerdings das Schatten spendende Areal unterhalb der Haupttribüne häufiger zu verlassen als unbedingt nötig. Viggo Jensen mühte sich redlich, Heynckes am Toreschießen zu hindern, aber ein weiterer Treffer gelang dem Gladbacher noch. Damit kam er auf 30, wie Gerd Müller. Das Rennen um die Torjägerkanone endete unentschieden. Für seinen selbstlosen Einsatz schenkte Zobel Jensen das Trikot aus dem Endspiel.

Er selbst hatte seine letzten Reserven für den großen Empfang am Abend in München erfolgreich geschont. Sie waren mit einiger Verspätung am Flughafen in Riem eingetroffen, stiegen dort in offene Cabrios und rollten langsam Richtung Innenstadt. Zobel saß mit den beiden Dänen in einem Wagen, Viggo Jensen und Johnny Hansen, seinem besten Freund in der Mannschaft. Je weiter sie sich vom Flughafen entfernten, desto größer wurde die Menschenmenge, die ihnen zujubelte. Auf der Prinzregentenstraße kamen sie nur noch im Schritttempo voran. Von überall her strömten die Leute und gratulierten, die strahlenden Sieger von Brüssel hielten an nahezu jedem Lokal, Kellner brachten auf Tabletts Getränke heraus, damit die Spieler mit ihren Fans anstoßen konnten.

Jetzt war sich Zobel sicher, die schönsten Momente seiner Karriere zu erleben. Besser als an diesem Abend würde es nie mehr werden. Irgendwann erreichten sie das Rathaus und stiegen auf eine provisorisch errichtete Bühne. Ein paar kurze Reden, immer wieder unterbrochen vom Jubel dieser riesigen Menschenmenge, dann zog sich die Mannschaft zurück zum geschlossenen Teil der Feier. Als der zu Ende war, wollte Zobel nur noch schlafen, schlafen, schlafen. Und wehe, irgendjemand würde ihn wecken.

1

Langsam bekam Zobel es mit der Angst zu tun. Er lag auf dem Rücksitz eines Taxis, eingehüllt in Decken, niemand durfte ihn erkennen. Zu seiner eigenen Sicherheit, hatten sie ihm noch gesagt und dann ins Auto geschubst, bevor er weitere Fragen stellen konnte. Der Fahrer hupte wie wild, ohne damit auch nur das Geringste zu bewirken, sein Taxi bewegte sich nicht einen Zentimeter weiter. Ein klappriger, alter Lada, völlig verbeult, unterwegs auf abgenutzten Reifen, wie die meisten Autos, die den ungeschriebenen Gesetzen des Kairoer Straßenverkehrs ausgesetzt waren, dessen wichtigstes lautete: Wer zuerst hupt, hat Vorfahrt! Und wer Vorfahrt hatte, durfte ein paar Meter weiterfahren, bis alles wieder zum Erliegen kam. Da auf den absurd überfüllten Straßen der ägyptischen Hauptstadt andauernd gehupt wurde, konnten selbst erprobte Verkehrsteilnehmer nur schwer entscheiden, wer gerade das Recht des Lautesten auf seiner Seite hatte. Kollisionen waren an der Tagesordnung, aber kein Mensch regte sich darüber auf. Reine Energieverschwendug. Und deshalb sahen die meisten Autos so aus wie der Lada, in dem Zobel jetzt lag und sich nicht so recht erklären konnte, warum.

Um ihn herum herrschte Ausnahmezustand. Die Menschen trommelten wie blöd an die Scheiben des Taxis, einige hüpfen auf dem Dach, andere auf der Motorhaube. Der Fahrer hupte weiter vergeblich, was das Zeug hielt, auch die Flüche und Verwünschungen, die er aussieß, erreichten niemanden außer seinen verstörten Fahrgäst. So wird hier also gefeiert, dachte sich Zobel, gut verpackt auf der Rückbank liegend. Andere Länder hatte er kennenlernen wollen, andere Lebensweisen, andere Kulturen. Das immerhin war ihm gelungen. Und er war an diesem Tag ägyptischer Meister geworden, mit al-Ahly, dem größten und erfolgreichsten Verein des Landes. So etwas wie der FC Bayern Ägyptens, wie es immer hieß. Mit dem Unterschied, dass die Fans des deutschen Rekordmeisters die nahezu jährlich wiederkehrenden Titelfeieren etwas abgeklärter und zivilisierter hinter sich brachten.

Verstecken musste man sich vor denen jedenfalls nicht. Ob die wussten, wer da im Taxi liegt, fragte er sich. Dass es irgendeiner aus dem Verein sein musste, lag auf der Hand, schließlich befanden sie sich direkt vor einem der beiden Eingangstore des an diesem Tag komplett abgeriegeltten Klubgeländes. Dort, wo sie nicht nur trainierten, sondern tagsüber eigentlich auch lebten, denn neben ein paar ganz feinen Rasenplätzen fanden sich hier einige ebenso feine Restaurants.

In einem hatten sie die erneute Meisterschaft gefeiert, als sich Zobel weit nach Mitternacht verabschiedete und zu seinem Auto ging, das auf dem Klubgelände stand. Ein mit den landestypischen Beulen und Schrammen reichlich verzierter roter Toyota, ein Abschiedsgeschenk seines Vorgängers, dem früheren Braunschweiger Bundesligaspieler Reiner Hollmann. „Du wirst mir noch dankbar sein“, hatte Hollmann versucht, ihm die arg ramponierte Karre schmackhaft zu machen. Auch er wusste, dass in Deutschland und vor allem in der Bundesliga deutlich höhere automobile Standards galten. Nach zwei Jahren in Kairo wusste Hollmann allerdings auch, dass Limousinen oder Sportwagen keineswegs mit übertriebener Ehrfurcht behandelt wurden. Was Blechschäden betraf, herrschte hier das Gleichheitsprinzip. Jetzt, nach Mitternacht war es vergleichsweise ruhig auf den Straßen einer Metropole, über die niemand zuverlässig sagen konnte, ob in ihr zehn, 15 oder vielleicht sogar 20 Millionen Menschen lebten. Der Trubel vor dem Vereinsgelände hatte sich allerdings noch nicht gelegt. Dem Lärm nach mussten es mindestens 10.000 sein, die vor den Toren standen und ihre Helden persönlich sehen wollten.

An denen muss ich irgendwie vorbei, hatte sich Zobel noch vor wenigen Minuten gedacht, als er auf dem Weg zu seinem Toyota war. Vielleicht noch ein paar Autogramme oder Fotos und dann zurück in die eigenen vier Wände, der Tag hatte es in sich gehabt. Für die Strecke zu seinem Appartement brauchte er tagsüber zwischen einer und eineinhalb Stunden, um diese Uhrzeit nicht viel länger als eine Viertelstunde.

Er saß noch nicht hinterm Steuer, als er auf die denkbar unsanfteste Art aus seiner Vorfreude auf einen späten, wohlverdienten Feier-

abend gerissen wurde. „Bist Du wahnsinnig?“, hatten ihn die Leute vom Sicherheitspersonal angeschrien, sie waren ihm zu seinem Auto gefolgt, weil sie das Unheil kommen sahen. Ohne eine Antwort des Trainers abzuwarten, hüllten sie ihn in Decken, öffneten das Tor einen Spalt, einige passten auf, dass niemand aufs Gelände kam, die anderen verfrachteten ihn auf die Rückbank eines der dort wartenden Taxis, und dann schnell zurück, um das Tor vor der feiernden Meute zu verriegeln.

Zobel lag zwar erst wenige Minuten im Dunkeln, aber diese fühlten sich, dem Trommeln an den Scheiben und auf dem Dach ausgesetzt, deutlich länger an. Hoffentlich würden sie ihn bald aus dieser unkomfortablen Situation befreien. Der Fahrer glaubte immer noch, mit seinem Hupen etwas zu bewirken. Wäre sein Arabisch etwas besser gewesen, hätte er ihm gerne geraten, endlich damit aufzuhören. Dieses alberne Getröte brachte doch sowieso nichts, im Gegenteil, Zobel kam es so vor, als würde es den al-Ahly Anhang nur noch anstacheln. Einige waren dazu übergegangen, den Wagen aufzuschaukeln. Der Lada wippte gewaltig und es schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein, bis er umkippen würde. Was dann folgte, wollte sich Zobel besser nicht ausmalen.

Er musste hier raus! Aber was konnte er Sinnvolles tun, um die Situation zu beruhigen? Sich vielleicht die Decke vom Kopf ziehen, das Fenster öffnen und freundlich darum bitten, das Taxi endlich durchzulassen? Wahrscheinlich würden sie ihn aus dem Auto zerren und vor lauter Freude und Zuneigung erdrücken. Als Trainer von al-Ahly war man der zweitwichtigste Mann Ägyptens, hieß es immer. Gleich nach dem Staatspräsidenten. Zobel fand diesen Spruch ganz lustig, gerade weil er so dick aufgetragen war. Jetzt konnte er herauskriegen, ob mehr als nur ein Körnchen Wahrheit dahintersteckte. Aber er verwarf diese Möglichkeit ganz schnell wieder, sie war aussichtlos und gefährlich zugleich. Warten, bis Hilfe kam, mehr gab es für ihn nicht zu tun. Es war zum Verzweifeln, aber hatte er wirklich einen Grund, mit seinem Schicksal zu hadern? Er war schließlich freiwillig nach Kairo gegangen,

niemand hatte ihn gedrängt und an warnenden Stimmen hatte es auch nicht gefehlt. Zobel hätte nur auf sie hören müssen.

Der Anruf kam vor knapp einem Jahr, die erste Kontaktaufnahme von al-Ahly. Ob er sich vorstellen könne, die Mannschaft zu übernehmen, hatte ihn der Manager gefragt. Der übliche Gesprächseinstieg, immer dieselbe Frage, egal bei welchem Verein: „Könnten Sie sich vorstellen?“ Natürlich konnte er das, hatte er vielleicht eine Idee zu schnell reagiert. Um den Preis bei Vertragsverhandlungen in die Höhe zu treiben, wäre es wohl besser gewesen, sich ein wenig zu zieren. Aber Zobel war nun mal kein großer Taktiker und der Job war ihm wichtig, er wollte ihn unbedingt. Einmal im Ausland arbeiten zu können! Richtiges Ausland, wie er immer sagte, nicht in Dänemark, Österreich oder der Schweiz. Er mochte diese Länder, hatte in allen dreien schon oft seinen Urlaub verbracht, aber aus beruflicher Sicht zog ihn dort nur wenig hin. Nein, das Ausland, das ihm vorschwebte, war wilder, exotischer, abenteuerlicher. Ein Ausland, in dem einem täglich Neues begegnete, in dem man improvisieren und sich gegen Widrigkeiten durchsetzen musste, in dem Dinge passierten, die einem zu Hause kein Mensch glauben würde. So gesehen hatte er es gut getroffen.

Das Schaukeln hatte ein wenig nachgelassen, aber ansonsten war alles wie gehabt, sie kamen nicht vorwärts. Der Fahrer war kleinlauter geworden, fluchte inzwischen mehr in sich hinein und auch die Hupe kam kaum noch zum Einsatz. Sie klang irgendwie müde, mehr so wie ein Piepsen.

Der Traum vom Ausland! Vor ein paar Jahren hatte er während einer USA-Tour mit dem 1. FC Kaiserslautern Bora Milutinovic kennengelernt. Der Serbe bereitete die US-Auswahl für die Weltmeisterschaft 1994 im eigenen Land vor, die beiden kamen gleich gut miteinander klar, man verabredete sich mit den Ehefrauen zum Essen und Milutinovic plauderte ein wenig aus dem Nähkästchen. Ein richtiger Mann von Welt, wo der überall gearbeitet und Spuren hinterlassen hatte! Und er war ein grandioser Geschichtenerzähler. Zobel und seine Frau Katharina hatten den ganzen Abend wie gebannt zugehört

und nach der Verabschiedung sprach seine Frau aus, was auch ihm die ganze Zeit durch den Kopf schwirrte: „Rainer, das wäre doch mal was für Dich! Das passt zu Dir. Wenn irgendwann einmal ein Angebot aus dem Ausland kommt, solltest Du Dir das auf jeden Fall anhören.“ Und dann kam der Anruf aus Ägypten. War es jetzt soweit?

Nach seiner ersten, begeisterten Zusage hörte er wochenlang nichts mehr von al-Ahly. Wochen, in denen Zobel mit jedem Tag missmütiger wurde, fast schon übellaunig. Die wenigen Tiefschläge und Enttäuschungen, die dieses Business auch für ihn, das Glückskind des Fußballs, bereithielten, hatte er stets lässig und ohne erkennbares Zucken weggesteckt. Nach außen jedenfalls. Auch seinen Rauswurf vor vier Jahren in Kaiserslautern. Sie hatten noch in geselliger Runde den Saisonabschluss gefeiert, Zobel sich spätabends von der Mannschaft verabschiedet und allen einen schönen Urlaub gewünscht: „In vier Wochen sehen wir uns zum ersten Training!“ Am nächsten Morgen, die Koffer waren schon im Auto verstaut, gleich würde er mit der Familie ins eigene Haus nach Braunschweig fahren, rief jemand von der Geschäftsstelle an. „Ich muss noch mal kurz los“, hatte er seiner Frau zugerufen. Das stimmte auch, viele Worte wurden bei seiner Entlassung nicht gewechselt.

Damals redete sich Zobel etwas von normalem Trainerschicksal ein. Hieß es nicht immer, dass man erst nach einem Rauswurf für voll genommen wird? Den hatte er nun hinter sich, kein Grund also, die Nerven zu verlieren und an seinen Fähigkeiten zu zweifeln. Es kamen ja auch recht bald neue Angebote – und neue Entlassungen. Aber als der Mann aus Ägypten anrief, wartete er schon über ein Jahr auf einen Job. Er war mit Fortuna Köln und Sachsen Leipzig in Verbindung gebracht worden, der SV Meppen hatte seine Verpflichtung bereits öffentlich gemacht, um sich doch noch gegen ihn zu entscheiden. Auch der SV Wilhelmshaven wollte ihn, aber dieses Angebot aus der Regionalliga Nord hatte er ausgeschlagen, das war dann doch eine Nummer zu klein. Der „kicker“ schrieb, dass der „Makel des Misserfolgs“ an ihm klebe. Vielleicht etwas übertrieben, aber auch nicht meilenweit weg

von der Wahrheit. Tatsache war, dass Zobel nicht gerade einen Lauf hatte, als sich diese große, vielleicht sogar einmalige Chance in seinem Trainerleben im Nichts aufzulösen drohte und er nichts anderes tun konnte, als seine Zeit in der Nähe eines Telefons zu verplempern und auf diesen verdammten Anruf zu warten.

Es klingelte einen Tag vor dem Geburtstag seiner Frau. Cairo calling! Ob er sich inzwischen entschieden hätte, wollte der Anrufer wissen und klang dabei fast schon provozierend gut gelaunt. Zobel kochte. Sich wochenlang nicht melden und dann so tun, als wenn nichts gewesen wäre. Klar hatte er sich entschieden, was für eine Frage! Aber noch bevor er seinem Gesprächspartner die passende Antwort geben konnte, wurde ihm mitgeteilt, dass in zwei Tagen Ligaaufakt sei und der Verein ihn gleich morgen der langsam unruhig werdenden Öffentlichkeit als neuen Trainer präsentieren wollte. Einen Tag später würde er bereits auf der Bank sitzen, im Spiel gegen eine Mannschaft namens al-Masry SC.

„Morgen kann ich nicht“, antwortete Zobel. Mehr fiel ihm nicht ein. Sonderlich seriös klang das nicht. Wofür hielten die ihn eigentlich? Er kannte nicht einen Spieler von al-Ahly, vom kommenden Gegner ganz zu schweigen, hatte noch keinen Vertrag unterschrieben, wusste nicht, wie lange sie ihn dort haben wollten, was er verdienen, wo er wohnen würde und so weiter. Ein paar Dinge waren also noch zu klären. „Morgen hat meine Frau Geburtstag und wir haben das Haus voller Gäste.“ Dann eben einen Tag später, antwortete die Stimme aus Kairo vergnügt, ohne sich mit Details aufzuhalten. Immerhin versprach der Mann, alles Weitere vor Ort zu klären, das meiste sei ohnehin schon geregelt. Zobel sagte seine Ankunft in zwei Tagen zu, damit endete das Telefonat.

Am nächsten Abend feierten Rainer und Katharina Zobel Geburtstag und Abschied. Die meisten seiner Freunde waren der Ansicht, er sei übergescannt, formulierten es aber freundlicher: „Bist Du sicher, dass Du Dir das alles auch gut überlegt hast?“ Die Frage war so banal wie berechtigt. In den letzten Wochen hatte es in Ägypten einige

furchtbare Terroranschläge mit zahlreichen Todesopfern gegeben, es galt eine Reisewarnung vom Auswärtigen Amt. Die meisten Touristen hatten ihre Urlaubspläne längst korrigiert. Wer nicht unbedingt nach Ägypten musste, machte einen großen Bogen um dieses Land. Zobel musste nicht, aber er wollte, seine Entscheidung war längst gefallen. Dass er sich auf ein Abenteuer einlassen würde, war ihm klar, aber das galt für ihn nur in beruflicher Hinsicht. Die Sicherheitsrisiken in der Stadt und im Land hielt er für kalkulierbar. Nach Terroranschlägen, hatte ihm sein Vorgänger Reiner Hollmann gut zugesprochen, patrouillierte so viel Polizei und Militär auf den Straßen Kairo, da käme kein Terrorist auf die Idee, erneut zur Tat zu schreiten. Zobel fand das einleuchtend, seine eigene Frau konnte Hollmann mit seiner Expertise nicht überzeugen. Die wollte nichts wie raus aus diesem Land.

Katharina Zobel versuchte erst gar nicht, ihrem Mann das Angebot aus Ägypten auszureden. Sie und die Kinder würden in Braunschweig bleiben und ihre Besuche auf die Ferien beschränken. Das seit ein paar Jahren liierte Paar hatte zwei Söhne, Maximilian und Sebastian, der ältere ging schon zur Schule und die Eltern waren sich am Ende einig, den beiden keine weiteren Ortswechsel zumuten zu wollen. Unabhängig von der Sicherheitslage.

Am Tag nach der Abschiedsparty flog Zobel nach Kairo, im Gepäck nur das Allernötigste, es sprach ja auch nicht viel für einen längeren Aufenthalt. Und nun war er schon fast ein Jahr hier. Ein aufregendes Jahr, so wie er es erwartet und erhofft hatte. Und eine erfolgreiche Saison, mit der erneuten Meisterschaft als Abschluss. Nur dass er immer noch in diesem elendigen Taxi lag, mit Decken über dem Kopf, störte die Bilanz. Plötzlich hörte Zobel Polizeisirenen. Sie kamen immer näher. Hatte endlich jemand Hilfe gerufen? Auch das Trommeln gegen die Scheiben ließ nach, das Hüpfen auf dem Dach ebenso. Der Polizei war es mit den Sicherheitskräften des Vereins gelungen, die Menge zurückzudrängen und eine Gasse zu bilden. Ganz langsam setzte sich das Taxi in Bewegung und rollte hupend durch das Spalier freudetrunkener al-Ahly Fans.

Nachdem er halbwegs sicher war, dass sie Fahrt aufgenommen hatten, warf Zobel die lästigen Decken ab. Viel länger als eine Vierstunde konnte es nicht gewesen sein, die er als Mumie auf der Rückbank lag. Er fühlte sich trotzdem restlos erledigt und gab dem Fahrer die Adresse seines Appartements. Ein paar Minuten noch bis zu seiner Wohnung, endlich in den eigenen vier Wänden. Es drohten auch keine Anrufe von al-Ahly-Leuten mehr, die feierten alle noch im Klub die Meisterschaft. Wie oft hatten sie ihn schon nach Mitternacht aus dem Bett geklingelt und in ihr Stammlokal gebeten? Da kannten die gar nichts und ließen nicht locker, bis er sich auf den Weg machte. Zobel hatte sich nach einem Jahr in Kairo daran gewöhnt, auch nach Mitternacht noch üppig zu essen. Abgerundet wurde das Menü oft mit einer Wasserpfeife. Ob er sich gleich eine genehmigen sollte? Er besaß bereits eine beachtliche Sammlung, verwarf diesen Gedanken aber wieder. Für heute reichte es ihm, er hatte genug von orientalischem Temperament und Brauchtum. Ein Glas Wein und eine Zigarette, das war es, was Zobel jetzt dringend brauchte.

2

Nachdem er als Spieler beim Lüneburger SK aufgehört hatte, wollte er sich seinem Jurastudium etwas seriöser widmen. Zobel war 33 Jahre alt, höchste Zeit also, um in die Hufen zu kommen. Bisher verbrachte er mehr Zeit in den Hamburger Musikclubs als in den Hörsälen der Universität an der Edmund-Siemers-Allee. Die ersten Scheine hatte er zwar in der Tasche, aber abgesehen von ein paar anregenden Seminaren in Strafrecht löste die Rechtswissenschaft bei ihm noch keine große Begeisterung aus. Und er hatte nicht den Eindruck, dass sich daran bald etwas ändern würde.

Die Klub- und Kneipenszene der Hansestadt zog ihn ungleich stärker an, schon als Jugendlicher hatte er ihr nur schwer widerstehen können. Auch während seiner Zeit beim FC Bayern riss der Kontakt

Danksagung

„Eigentlich sollten Sie ein Buch schreiben“, sagte ich zu Rainer Zobel am Ende unseres ersten Gesprächs, in dem es um legendäre Pleiten des FC Bayern ging. Wir hatten deutlich länger als die verabredeten 60 Minuten miteinander geredet, und nachdem das 4:7 beim 1. FC Kaiserslautern ebenso erschöpfend behandelt worden war wie das 0:6 bei den Offenbacher Kickers, erzählte Zobel noch sehr viel mehr über seine Zeit als Spieler und Trainer. Mein ursprüngliches Thema erschien mir fast schon ein bisschen mickrig angesichts dieser langen und aufregenden Fußballreise, auf die ich da im Schnelldurchlauf mitgenommen wurde. Was waren dagegen schon ein paar Packungen gegen langsam der Vergessenheit anheimfallende Fußballvereine? Zobels Antwort auf meine Empfehlung: „Wenn ich ein Buch schreibe, dann müsste auch alles drinstehen. Und ich weiß nicht, ob ich das will.“ Falls er damit mein Interesse wecken wollte, war ihm das gelungen. Knapp ein Jahr später kam ich darauf zurück und bot ihm an, seine Geschichte aufzuschreiben. Nach ein paar Tagen Bedenkzeit sagte er zu.

Unterbrochen von einigen Corona bedingten Skype-Sitzungen trafen wir uns von Mitte Februar bis Mitte Oktober nahezu wöchentlich bei uns zu Hause. Bei Kaffee und Kuchen (wenn es etwas später wurde, öffneten wir auch mal eine Flasche Wein) sprachen wir über alles, was in seinem langen Fußballleben auch abseits des Platzes passierte. Es waren sehr anregende und unterhaltsame Gespräche, für die ich mich ausdrücklich bedanken möchte. Es handelt sich natürlich um keine Biographie im wissenschaftlichen Sinn, ohne dass deswegen der Umgang mit Fakten vernachlässigt worden wäre. Aber im Vordergrund steht die Fußballwelt, so wie Zobel sie sah und immer noch sieht.

Rainer Zobel drückte sich um keine Antwort, dennoch steht nicht „alles“ in diesem Buch. Mit Rücksicht auf seine, aber vor allem die Privatsphäre anderer Personen werden einige Ereignisse in seinem Leben zwar nicht ausgeklammert, aber nur angedeutet. Ebenso sind nicht all

seine Stationen als Trainer in gleicher Ausführlichkeit behandelt worden. Seine Reise durch die Fußballwelt führte ihn an so viele Orte, dass eine Beschränkung auf einige besonders markante ratsam erschien.

Bedanken möchte ich mich bei all denen, die für Gespräche zur Verfügung standen, sich durch das Manuskript kämpften oder mich sonst auf vielfältige Weise unterstützten: Dr. Christine Böttcher vom Stadtarchiv Uelzen, Günther Gast, Gerd Kuhring, Uli Salm, Christoph Steiner, Daniel Wäschle, Manni Nitschke, Gernot Breitschuh und Katharina Zobel. Der Mann hinter den Kulissen war einmal mehr Christian Becker vom Arete Verlag, vielen Dank für die Betreuung und vor allem die Geduld, wenn mal wieder ein verabredeter Termin in die Binsen ging.

Der ganz große Dank geht an meine Kinder Johanna, Felix, Frieda und Emilia sowie meine Frau Janina. Abwesende Väter bzw. Ehemänner haben durchaus ihr Gutes, aber ich weiß sehr wohl, dass ich eure Rücksichtnahme in den letzten Monaten arg beansprucht habe. Wird jetzt weniger. Ein dicker Kuss an alle, an meine Frau sogar zwei.

Schauen Sie doch öfter nach Leseproben vorbei!

Sie finden alle verfügbaren Titel
unter

Downloads

e-verlag.de +++ Bis bald +++ www.arete-verlag.de +++ Bis bald +++ w

